Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 7

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman [Fortsetzung]

Autor: Flückiger, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665385

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

F. A. Flückiger

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

3

Philipp sah auf die Uhr. «Es ist fünf. Bitte ... wollen Sie mit mir nach dem ‚Rebberg' fahren und es mir zeigen?»

«Ich müsste zum Nachtessen zurück sein, um halb acht.»

«Ich bringe Sie zurück. Pünktlich.»

2

Katia wies Philipp den Weg durch das Arbeiter- und Industrievirtel. Philipp lenkte den alten, aber mit peinlicher Sorgfalt instandgehaltenen Wagen seines Vaters vorbei an alten kleinstädtischen Häusern, an langen Blöcken von Mietskasernen, vorbei am Güterbahnhof, über dessen in der Sonne gleissendes Schienengewirr die Strasse führte, vorbei an Seifen- und Maschinenfabriken, aus deren Toren eben Scharen von Arbeitern strömten.

Während der Fahrt erfuhr Philipp, dass Katia die Nichte von Gersons Vermieterin, Frau Wernowitsch, war. Katia war voll Lobes über ihre Tante.

«Während des Krieges hat sie oft den ganzen Flur mit Matratzen belegt gehabt, um Flüchtlinge zu beherbergen. Und wenn der eine oder andere, was oft genug geschah, mit den Behörden in Schwierigkeiten gerit, focht sie wie eine Löwin für ihre Schützlinge. Es kam so weit, dass manche Beamte der Fremdenpolizei sie nicht mehr vorliessen, weil sie ihr nicht gewachsen waren.»

«Die Kampflust scheint in der Familie zu liegen», sagte Philipp lächelnd.

«Was meinen Sie?»

«Nun ... was Sie zu Professor Gerson sagten, über Israel ...»

«Ach? Das war doch gar nichts! Gerson und ich, wir streiten uns viel wilder, wenn wir uns wirklich streiten.» Dann fügte sie ernst hinzu: «Er glaubt nicht an Israel.»

«Und Sie glauben daran?»

«Ja!» Dann, nachdenklich: «Aber ich bin doch nicht dorthin heimgekehrt. Ich arbeite immer noch hier ...»

«Sie helfen doch andern, heimzukehren. Sie haben Ihre Arbeit mit Gerson?»

«Ja, nicht wahr? Das ist doch ein guter Grund?»

Philipp nickte.

«Auch muss ich ja mein Studium beenden. Gott weiss, dass Israel alles andere braucht als eine Kunstgeschichtlerin. Aber ich habe es nun einmal so lange betrieben, dass ich es nicht einfach fallen lassen kann.»

«Sie haben hier studiert?»

«Ja. Während des ganzen Krieges. Kommt Ihnen das nicht merkwürdig vor?»

«Die Insel des Friedens ...»

«Ja. Aber kein wirklicher Friede. Jeden Morgen kam die Zeitung und berichtete von dem, was wirklich geschah. Rückzug bei Dünkirchen. Winterkampf vor Moskau. Kesselschlacht bei Stalingrad. Belagerung des Monte Cassino. Aufstand in Warschau. Zerstörung von Dresden ... Und gleich darauf zur Schule, um gotische von Renaissance-Faltenwürfen unterscheiden zu lernen ... Gewiss: es war gut, dass man das tun konnte. Es gab Augenblicke, da durfte man alles vergessen, was in den Zeitungen stand. Da war das Werk eines Malers oder eines Bildhauers auf einmal die wirkliche Wirklichkeit, und alles, was draussen vorging, zählte nicht mehr ... Schicksal war in dem, was einer geschaffen hatte aus sich heraus, erhoben in eine neue Freiheit, und was draussen geschah, war nicht mehr Schicksal, höchstens noch eine grosse Mörderei ...»

Philipp horchte auf. «Das sind merkwürdige Worte. Ich habe vorhin selber ... Doch erzählen Sie weiter.»

«Ach, da gibt es eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Das wechselte eben, mal war's so, mal war's so.»

«Was werden Sie tun in Israel?»

Katia richtete sich auf. «Ich weiss noch nicht. Aber es gibt genug zu tun. Und es wird etwas Wirkliches sein.»

«Sie werden die Kunst vielleicht vermissen?»

«Sie passt nicht in unsere Zeit. Ich werde andere Sorgen haben. Wir bauen ein uraltes Land wieder

auf. Wir stemmen uns gegen zweitausend Jahre Geschichte — und wir werden zweitausend Jahre Geschichte aufheben. Wir kehren heim.»

Da hielt Philipp vor dem «Rebberg» an. Er führte Katia sogleich in das Arbeitszimmer und öffnete die Fenstertüren nach der Terrasse, so dass das warme Nachmittagslicht den Raum erfüllte. Katia sass in stiller Versunkenheit vor dem Bild und überhörte seine Frage, ob sie etwas zu trinken wolle. Sie hielt den Kopf leicht zur Seite geneigt und wischte eine Strähne schwarzen Haares ungeduldig aus dem Gesicht. Der Anflug eines Lächelns war zu sehen. Sie war fast schön, dachte Philipp wieder, von einer etwas bäurischen Schönheit, in der Feinheit und Schwere auf seltsam glückliche Weise verbunden waren.

«Ich verstehe nicht viel von Kunst», erklärte er, vor allem um sie an seine Gegenwart zu erinnern.

Katia fuhr leicht auf und blickte ihn an. «Verzeihen Sie . . .»

Sie müssen den Vortrag nicht halten . . .»

«Das ist das frühe Quattrocento», sprach sie, als hätte sie ihn nicht gehört. Ihr Ton war zu ernst, um nur lehrhaft zu wirken. «Das ist die Zeit, da die Maler eben die Landschaft entdeckt hatten . . . da sie die Menschen hineinstellen in ihre Welt . . . Was das geschildert wird, ist nah und hiesig, und noch Bethlehem dort hinten ist ein italienisches Städtchen, das der Meister vielleicht kannte, das vielleicht manchesmal erobert worden ist von ebensolchen Landsknechten und das Gewalttat erlebt hat und Schändung . . . Und es ist eine Welt, die die Ferne kannte wie die Nähe — weit zieht sie sich dahin bis in blaue Unendlichkeit, wo sich das Heimliche, Vertraute auflöst in Fremdheit. Sehen Sie, wie der Maler die Madonna vor der Unendlichkeit schützt: wie er sie unter die mächtige Baumkrone setzt, die himmlisch ist und irdisch zugleich, und wie er zwischen sie und die Ferne dort hinten den gewaltigen Stamm hintut?

Und die Rosen! Eine solche Verwendung des Rosenmotivs habe ich nirgends sonst gesehen. Ich habe sie auch erst verstanden, nachdem Gerson sie mir erklärt hat.»

«Der Professor? Versteht er denn das auch?»

«Gewiss! Es hat ja weniger mit der Kunstgeschichte zu tun, wie ich sie gelernt habe, als mit . . . nun, wenn Sie wollen, mit einem Denken in Bildern und Sinnbildern. Es ist ein kindliches Denken, wenn Sie wollen . . . aber eines, in dem sich viele grosse Gedanken schön und eindringlich sagen lassen. Gerson weiss viel davon. Sehen Sie: Nach der Ueberlieferung gehört die Rose zu Maria in ihrer Mutterschaft. Sie ist ein Zeichen der Fruchtbarkeit, so wie der Granatapfel oder die Nelke. Aber sie ist auch die Blume der messianischen Verheissung, eine Paradiesesblume, und so verbindet sie wiederum das Irdische mit dem Himmlischen. Zumeist aber wird Maria nur mit einer einzigen Rose dargestellt, die manchmal auch der kleine Messias, der Träger der Verheissung in der Hand hält. Eine Maria im Rosenhag, das gibt es zwar auch, aber die Maria im Rosenhag ist eine, die schon das Paradies gefunden hat. Dass sie schon auf der Flucht einen Rosenhag findet — das ist ein ungewöhnlicher und schöner Gedanke, als ob der Maler sagen wollte: Auch in schlimmster Erdenzeit gibt es das Ewige, und das Paradies ist immer schon da . . .»

Ob Vater die Bedeutung gekannt hatte, die die Ueberlieferung den Rosen zuschrieb? Er erinnerte sich an das schmale, strenge Gesicht, das er erst wiedergesehen hatte, als es schon der Verschlossenheit des Todes vergeben gewesen war. Er war zu spät gekommen. Er war schuldig, war es seit Jahren, länger schon vielleicht als seit dem unterlassenen Besuch. Es war nicht wieder gutzumachen. Der alte Mann war allein in seinem Arbeitszimmer gewesen, als ihn der letzte Anfall für immer geschlagen hatte. Er hatte allein seine Rosen gepflanzt und gehegt und vielleicht auch gehört von einem Paradies, das immer schon da war. Und da immer die falschen Besucher kamen, hatte er sie mit der Theres in den Garten geschickt.

Er war schweigsam, als er Katia zurückfuhr.

3

Philipp hatte bisher das Arbeitszimmer im «Rebberg» eher gemieden. Er war mit Bauer die geschäftlichen Papiere durchgegangen, die im Schreibtisch aufbewahrt waren; die Mittelschublade hatte er kaum durchgesehen — er hatte sich gescheut davor, als er einen Packen Briefe sah, deren Schrift ihm bekannt vorkam und die, wie er plötzlich erkannte, seine eigene war.

An diesem Abend nahm er die Briefe heraus und blätterte sie durch. Da war die steife Schülerschrift des Elf- und Zwölfjährigen, dann die nach rechts oben ausfahrenden Aufstriche des Jünglings, und dann die Schliessung und Prägung der Erwachsenheit . . . Er versuchte, die Briefe nicht zu lesen. Er wusste, dass der alte Mann auf seine Briefe gewartet hatte . . . und dass er enttäuscht war, wenn Phi-

lipps kurze, gerade der Pflicht genügenden Nachrichten kamen.

Mit einem Gefühl tiefen Unbehagens legte er das Paket beiseite. Da fielen ein paar Photos heraus: Philipp im «Rebberg», unten beim Bootssteg, ein Wasserrad in der Hand, das er selber geschnitzt hatte; Philipp in der Schule in Westchester, mit dem dummen blauen Blazer der Schulkleidung. Dann Philipp mit seinem ersten Wagen — einem Geburtstagsgeschenk von Vater. Philipp im Soldatenrock — das war noch aus dem Trainingslager in der kleinen Stadt des Mittelwestens, bevor er nach Europa gesandt worden war.

Er hätte schreiben müssen . . . öfter, und anders. Er hätte sich nicht um Vaters Einladungen drücken dürfen, nur weil sie Patricia erzürnten und weil sie ein Gefühl der Abwehr, der Unlust . . . ein schwer bestimmbares Gefühl, das aber «nein!» sagte, in ihm hervorriefen.

Dann fand er ein dickes gelbes Couvert mit der Aufschrift: «Almond». Es enthielt ein paar Schriftstücke: den Optionsvertrag, von dem Gerson gesprochen hatte, zwei oder drei Briefe Almonds aus der Zeit vor dem Krieg und einen aus dem September 1942, von Paris datiert:

«Lieber Rigot:

Die Umstände zwingen mich, Ihnen den nachfolgenden Auftrag auf einem etwas ausserordentlichen Weg und in etwas ausserordentlicher Form zu übermitteln. Ich muss über mein bei Ihnen liegendes Guthaben von hunderttausend Franken innert kürzester Frist verfügen können. Die nähern Umstände kann ich Ihnen jetzt nicht darlegen. Ich hoffe, dies später nachzuholen. Der Fall von ganz besonderer Dringlichkeit, für den wir das Geld vorgesehen hatten, ist eingetreten. Bitte überweisen Sie es an die ‚Banque de Suisse et de Roumanie' zugunsten des Kontos ‚Hilfsverein für Flüchtlinge' — wenn, aber erst wenn Sie von mir eine Bestätigung dieses Schreibens erhalten haben. Diese muss Ihnen in meiner Handschrift und aus der freien Zone Frankreichs, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Avignon, in den nächsten Tagen zukommen. Die behördlichen Vorschriften erfordern, dass dies nur mittels einer Postkarte geschieht, die meine Ankunft in Avignon bestätigt und ausdrücklich erwähnt, dass alles in Ordnung ist —

Ich weiss, dass dieser Auftrag Sie seltsam anmuten wird. Aber wir leben in seltsamen Zeiten, Zeiten der Not, grosser Not — und dafür war unsere Abmachung ja getroffen worden.

Ihr getreuer Almond.»

An den Brief war ein Umschlag geheftet; er trug einen Poststempel aus Bern. Vielleicht war er mit dem diplomatischen Kurier dorthin gesandt worden. Auch eine Karte war dabei:

«Gut in Avignon angekommen. Habe alles in Ordnung gefunden. Mit besten Hoffnungen,

Almond.»

Er fand weiter: den Durchschlag des Ueberweisungsauftrags, den Vater seiner Bank erteilt hatte, eine Empfangsbestätigung der «Banque de Suisse et de Roumanie» und eine Notiz: «Besprechung Wohlwend, 20. September 1942. W. sandte das Geld nach Frankreich. Sein Agent: Michel Levelu, Corraterie 395, Genf.»

Nachdenklich verschloss er den Umschlag in der Schublade. Dann sah er seine eigenen Briefe auf dem Schreibtisch liegen und legte auch diese zurück.

Draussen klapperte eine Gartenschere: die Theres mochte die Brombeeren zurechtschneiden. Er ging hinaus, an der Talseite der Hecke vorbei, damit sie ihn nicht sehe.

Der Rosengarten war jetzt in voller Blüte: da war das Weiss der Kletterrosen über dem bunten Gepränge der Stauden und Bäumchen, leuchtend im weichen Sommerabend . . . Die orange- und pfirsichfarbenen Knospen der «Sutters Gold» hatten sich zu öffnen begonnen; sie entfalteten sich aus honigbrauner Tiefe heraus, und die am weitesten offenen Blüten waren mit einem rosa Schimmer überhaucht.

Auf einmal begann ihm die Schönheit unerträglich zu werden. Er war froh, sie hinter sich zu lassen und zu vergessen vor dem ruhig dunklen Strömen des Flusses.

Als er wieder hügelan stieg, fiel ihm ein, dass er Patricia und Anne schreiben sollte. Aber sie waren weit weg, und er mochte nicht an sie denken.

IV. KAPITEL

1

«Aber wie konnte sich Herr Rigot nur auf eine solche Transaktion einlassen?» wiederholte Bauer erregt.

Die drei Männer, Dr. Bauer, Professor Gerson und Philipp, waren in des letzteren Büro in der Bank versammelt. Philipp hatte beiden den Vertrag und Almonds Briefe gezeigt.

«Ich kann mich daran erinnern, dass ich mich seinerzeit über diesen grossen Bezug aus dem Pri-

vatkonto wunderte und dass mir Ihr Vater erklärte, er hätte ihn der Flüchtlingshilfe zur Verfügung gestellt. Und da er, wie Sie ja wissen, schon früher viele solcher Beiträge gemacht hatte — ihre Gesamtsumme überstieg die Hunderttausend schon damals um ein Mehrfaches —, da habe ich nicht weiter darüber nachgedacht.»

«Die Zeiten, Herr Doktor, die Zeiten erklären es wohl... Damals unternahmen viele Menschen Dinge, die man nicht für möglich gehalten hätte... Und so, wie ich Herrn Rigot kannte, wollte er wohl lieber, im schlimmsten Fall, die Fragwürdigkeit der Transaktion, oder besser deren Unsicherheit, auf sich nehmen, als durch übergrosse Vorsicht vielleicht grosses Unglück zu schaffen. Dann hatte er doch auch die Zusicherungen Wohlwends...»

«Der Louis Wohlwend!» erwiderte Bauer zornig. «Ein Erfolgshascher, ein unzuverlässiger Mensch! Aber freilich, das war 1942 — damals wussten wir über ihn noch nicht so gut Bescheid. Sie wissen wohl, Herr Professor, dass er seine Zeitschrift nur mit der Hilfe von Herrn Rigot gründen und, in den ersten Jahren, halten konnte. Damals glaubten wir alle noch, dass Wohlwends scharfe Kritik an der behördlichen Flüchtlingspolitik der Ausdruck seiner wahren Ueberzeugung sei. Ich kann mich erinnern, dass er darin von sehr vielen freiheitlich gesinnten Menschen unterstützt wurde — nicht zuletzt übrigens von solchen, und das möchte ich meinen Landsleuten ausdrücklich zugute halten, die sich innerhalb der verschiedenen Aemter mit Flüchtlingsfragen befassten und manchmal hart zu kämpfen hatten mit kleinlichen und engherzigen Mitarbeitern. Sie kennen ja diese Dinge aus eigener Erfahrung, Herr Professor...»

Gerson nickte.

«Aber jetzt glaubt kein Mensch, der recht bei Sinnen ist, mehr, dass Wohlwends Ueberzeugungen viel wert sind. Seine Flüchtlingspolitik hat ihm die Unterstützung von Rigot, das heisst, meine Herren, Geld verschafft. Sonst wäre sein Käsblatt nie in die Welt gekommen oder rasch genug wieder begraben worden. Und sobald er einmal fest im Sattel sass — wie der Krieg kam, hatte er eine gute Zeit, da es so gut wie keine freigesinnten Zeitschriften deutscher Sprache mehr gab —, da hat er unser Geld nicht mehr gebraucht uns uns einfach abgehängt. Die ‚Zeitstimme' ist heute ein glänzendes Geschäft — sie weiss immer im vornherein, was gerade gängig sein wird in Ideen, in Büchern, in Kunst... und sie schlägt daraus Kapital. Man spricht übrigens von einer bevorstehenden Verlobung Wohlwends mit einer Tochter aus der Gesellschaft, Barbara Preiter. Das ist die Nichte der Frau Preiter, die Sie kennen, Philipp.»

Philipp lächelte.

«Damit dürfte er das Höchste an bürgerlicher Ehrbarkeit erreicht haben, das in unserer Stadt möglich ist. Ich will nicht prahlen, aber ich habe Wohlwend immer für einen Emporkömmling gehalten. Doch Ihr Vater liess sich davon erst überzeugen, als der Mann auf ziemlich unvornehme Weise die ‚Zeitstimme' ganz in seine Hände brachte.»

«Wann war das?» fragte Philipp.

«Gegen Ende des Krieges.»

«Woher nahm er das Geld?»

«Wie ich Ihnen sagte: ‚Die Zeitstimme' war ein glänzendes Geschäft geworden. Unsere Beteiligung, so entscheidend sie zu Beginn gewesen war, stand in keinem Verhältnis mehr zu den Geldern, über die Wohlwend jetzt allein verfügen konnte. Da hat er uns hinausgeschmissen. Es war zu der Zeit, da Herr Rigot die ersten Beschwerden hatte mit dem Herzen. Die ‚Zeitstimme' war ihm lange Zeit eine persönliche Sache gewesen; Wohlwends Rücksichtslosigkeit hat ihn sehr betroffen. Ich wagte nicht, ihm zur Härte zu raten: ich fürchtete, es würde Ihren Vater zu sehr beunruhigen. Und so haben wir die Sache eben gehen lassen.»

«Immerhin hat Wohlwend sich anscheinend über die Verwendung der hunderttausend Franken ausweisen können», sagte Gerson.

«Gewiss... aber das muss man in jedem Fall können, wenn man mit so grossen Beträgen umgeht», erklärte Bauer. «Und dieser Hilfsverein gefällt mir nicht. Ich habe in den letzten paar Tagen versucht, etwas über ihn zu erfahren. Aber man kennt ihn nicht — weder bei den Behörden noch bei den verschiedenen Komitees, die mir bekannt sind.»

«Auch ich habe nachgeforscht», fiel Gerson ein. «Niemand hat anscheinend je davon gehört.»

«Noch weniger», fuhr Bauer fort, «gefällt mir die Bank, mit der der Hilfsverein arbeitete. Die ‚Banque de Suisse et de Roumanie' ist ein Geschäft, das... nun, das wir nicht gerade als zu uns gehörig betrachten. Sie ist vielleicht zwanzig oder dreissig Jahre alt und ist bis vor wenigen Jahren nur ein bescheidener Laden gewesen, der vor allem den Transaktionen von Spekulanten und Schiebern diente. Nach dem Krieg hat sie ein Mann an sich gerissen, dessen Name Ihnen, Herr Professor, nicht unbekannt sein dürfte: Gregorianu...»

(Fortsetzung folgt)